

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Der treulose Maler

urn:nbn:de:bsz:31-62031

hu's nur, weiß es doch dabrum war, daß du
uor nicht kommen wouest."

Das Mädchen schwieg einen Augenblick, dann
ob sie die Augen zu hm auf und sah ihn seit
n. "Ich komme," entgegnete sie leise.

Er wollte noch etwas sagen, aber sie winkte
m abwehrend mit der Hand und trat zu dem
farrer, der abseits gestanden, um das Ge-
räch der beiden nicht zu hören.

Dann schritt sie an des Geistlichen Seite
m Pfarrhaus zu — — — — —

Ein wenig über ein halbes Jahr war ver-
offen, seit man die Saalmüllern zu Grabe
etragen. In dem Garten vor des Zimmer-
ann's Weber Häuschen blühten die Kirsch- und
flaumenbäume in aller Pracht. Auf den
hmalen Beeren, die nach der Straßenseite hin-
uß lagen, prangten scharlachroie Tulpen, gelbe
Laraciffen und himmelblaue eberblümchen, und
uf dem Rasenplatz hinter dem Hause streckten
wischen Grashalmen, die noch zart und dünn,

ber so leuchtend grün waren, wie später im Jahre nicht
lehr, duftende Beichen ihre Köpfe hervor, während
ngstenglige Himmelschüssel und zierliche Mai-
böckchen auf sie herabnickten. Morgentau lag in Mil-
onen glisender Perlen auf Blüten, Knopen und
Stättern. Vor all der Pracht stand an der Hausthür
in junges Paar, das sich umschlungen hielt und mit
öhlichen Augen in die Welt sah. Es waren Ernst
Beber und Lene — seit wenigen Tagen sein Weib.

"Hörst du," jagte er, nach einem Haje busch voll
elblicher Käzchen zeigend, auf dem eine Amsel ihr
Norgenlied sang, "die hat sicher im vergangenen
jahre drüben bei deiner Tante im Garten ihr Nest
ehabt. Wenn ich wühmorgens bei euch vorbei zur
Arbeit ging, dann hörte ich jedes Mal eine Amsel
mungen. Jetzt ist sie mit ihrer Lene mitgezogen, da-
nit sie doch was von zu Hause bei sich hat."

"Was von zu Hause!" wiederholte die junge Frau
angsam. "Die Lene hat leider wenig von daher zu
wir mitnehmen können. Hätte der Herr Pfarrer
die Kernticht dazumal g-gen iuren Willen ihre Habseligkeiten
überwom Herrn Vetter abgeholt, dann wäre sie arm wie
eine Kirchenmaus zu dir gekommen."

"So thut es dir wohl doch noch leid um die ent-
zangene Erbschaft?"

Sie schüttelte den Kopf. "Und doch quält es mich
zuweilen, daß ich so gar nichts habe."

"Wenn du jetzt reich wärst, wärst du des Rüßers
Frau," meinte er. "Dann hät' er dich, anstatt
seiner Jesigen, der bissigen Wirtstochter, und ich —
ich — wär' allein. Was wollen wir ums Geld
sorgen? Glücklich, so mein' ich, bist du doch — gelt?"

Sie nickte. Der Schatten, der sich vorher auf ihre
Stirn gelagert, war verschwunden. "Ich hab's halt
nicht gewußt, daß man auch ohne Geld so recht von
Herzen glücklich sein kann," sagte sie leise. "Keiner
hatte mich's gelehrt, ich muß't erst lernen. Wenn
man sich nur lieb hat, das ist die Hauptsache."



Der treulose Maler.

Wer sich die Bilder genau anschaut,
die der Hinkende hier vornweg
gesetzt hat, meint gleich, daß in der
Geschichte ein Engel und ein Teufel
vorkommen müssen; und so ist's auch!
Es ist eine Engels- und eine Teufels-
geschichte. Ein Engel und ein Teufel
kämpfen um ein armes Menschen-
kind. Wer aber gewinnt, das wird

sich bald zeigen.

Der Hinkende kam letztlich, als er auf der Reise
war, um seine Kalender abzugeben, auch in ein kleines,
sauberes Landstädtchen. Gleich beim Eingang stieß
er auf ein altes, weißhaariges, zusammengeschrumpftes
Mannlein, das dabei war, die Straßen abzukehren.
„Es macht Staub, Großvater,“ meinte der Hin-
kende. „Und ist das Geschäft nicht etwas zu mühsam
für Euch?“

„Ach, man macht eben, was man kann. Zur Not
bring' ich's ja noch fertig, aber müde wird man freilich
dabei. Wenn man erst alt ist, dann fällt alles schwer.“

Den Hinkenden, wie er nun einmal ist, dauerte
das Männlein. „Wie wär's, wollt Ihr nicht ein
Viertelchen Wein trinken? Kommt gleich mit und
zeigt, wo man einen guten haben kann!“

„Recht gern,“ sagte der Alte und trippelte voran.
In der Wirtschaft trank er dann sein Viertel; es litt
ihn aber nicht lange, bald brach er wieder auf: „Ich
danke auch recht schön! Aber ich muß wieder gehen;
ich darf nicht zu lange von der Arbeit bleiben.“

Der Hinkende hatte es weniger eilig; er blieb
sitzen und fing ein Gespräch mit der schmucken Wirtin
an. „Auch ein armer Mann,“ sagte er zu ihr, „daß
er bei dem hohen Alter noch die Straße kehren muß.“

„Wahr ist's,“ erwiderte die Wirtin und schwenkte
die Schoppen munter aus, „wahr ist's, er hat ein
saures Brot auf seine alten Tage. Mitunter, wenn
ich ihn zuschaue, wie er mit aller Mühe die Straße
sauber bringt, will einen so etwas wie Bedauern
ankommen; aber — es hält nicht! Denn wenn ich
gleich immer lebhaftig das arme, gute Anneli vor
mir stehen, daselbige, das durch ihn so arm und
so elend geworden und das so früh hat sterben müssen
— nur seinerwegen! Nein, dann kann ich in Gottes
Namen kein Mitleid mit ihm haben.“

„So steht's? Frau Wirtin, die Geschichte muß
Sie erzählen! Das ist etwas für den Kalender.“

„Das ist flugs erzählt und währt nicht lange,“ meinte die Wirtin, „nur will ich erst noch in die Küche und das Holz anlegen, dann stehe ich zu Diensten.“

„Also,“ hub sie an, als sie wieder aus der Küche gekommen war und sich neben den Hinkenden auf einem Stuhl niedergelassen hatte, „also, das Anneli war des Schneiderbauern Töchterlein aus erster Ehe, ein feines, zartes Persönchen, wie gemacht, um nur Liebe zu geben und zu bekommen. Wohlthun, das war ihr Bedürfnis. Nun, da es gar so schwächlich und fein gebaut war, ließ es der Schneiderbauer fürs Feinere ausbilden, und das konnte er sehr gut thun, denn von der Mutter her lagen 40000 Franken auf dem Gericht, gut und sicher angelegt. Da langte es schon. Das Anneli hielt es mit Gottes freier und schöner Natur; es liebte und pflegte die Blumen, die Vögel, die Schmetterlinge u. s. w., es schaute hinauf zu den Sternen, auch hinein in den Bach und freute sich an all dem von ganzem Herzen. Aber neben alledem vergaß es auch die Praxis des Lebens nicht. Es nähte, es stückte, stückte und strickte, was das Zeug hielt, und half seiner Stiefmutter — mit der es übrigens ein Herz und eine Seele war — munter in der Küche; es hatte in allem eine geschickte und flinke Hand.

Des Annelis größte Freude aber war, wenn es mit dem Anton, dem 17jährigen Buben aus dem „Roß“, an Sonntagnachmittagen unter der großen Linde, die jetzt noch hinter dem Haus im Garten steht, über Gott, die Welt und die Natur sich unterhalten konnte. Denn der Anton war kein gewöhnlicher Bauernbub. Er hatte Talent zu allem möglichem; in der Schule war er immer der erste gewesen. Gleich Anneli war er für alles Gute und Schöne; er schwärmte mit ihr und that es ihr darin noch ein gut Stück vor. Das waren schöne Stunden, wenn die beiden dort unter dem Lindenbaum nebeneinander saßen, und 's Anneli hat mir, ihrer Freundin, gar oft davon erzählt. Das Anneli sah zu dem Bauernbuben hoch in die Höh', als wär' er Wunder was; er aber sah in Anneli keinen Menschen, sondern schon mehr einen lebendigen Engel.

Nach und nach, wie das so geht unter jungen Leuten, setzten sich auch die Herzen in Bewegung; der Bauernbub wurde Feuer und Flamme, das Anneli liebte stiller, aber um so inniger. Und so in ihrer Liebe beschloß sie bei sich, dem Anton den Weg durchs Leben zu bahnen und glatt zu machen. Es schickte ihn auf eigene Kosten nach München auf die Malerakademie, ließ ihn ausbilden und hoffte, dereinst seine glückliche Frau zu werden.

Und der Herr Anton, wie er jetzt genannt wurde, berechnete zu den schönsten Hoffnungen. Er brachte die schönsten Zeichnungen mit aus München, wenn er heimkam; dabei war er in seinem Betragen musterhaft und gegen Anneli die Liebe selbst, und wenn er, was häufig geschah, auf Besuch kam, dann gab es jedesmal einen Festtag in's Schneiderbauern Haus. Anton und Anneli aber schwelgten im Glück des Wiedersehens, im Glück ihrer Liebe.

So verging die Zeit, unser Anton malte immer schönere und immer größere Bilder, aber mit einemmale wurde er in seinen Briefen immer kürzer und gemessener; die Briefe ließen oft gar lange auf sich warten, und wenn er einen schickte, so war er doch nach. 's Anneli vermisse zu ihrem größten Schmerz all die frühere Herzlichkeit darin. Sie merkte es wohl: da war etwas zwischen sie und ihn getreten!

Das schrieb sie ihm denn auch. Sie erinnerte ihn noch einmal an ihr früheres Glück, an alle die schönen Stunden, die sie miteinander erlebt, und schloß: „Wenn Du diese Neigung zu mir nicht mehr hast, wenn Dein Herz nicht mehr voll und ganz für mich spricht, wie früher, dann, lieber Anton, will ich Dich nicht belästigen; dann gehe dahin, wohin Dein Herz zieht. Ich aber verzeihe Dir, denn ich fühle nichts für Dich als Liebe und werde nie etwas anderes fühlen.“

Das traf. Anton verzweifelte schier, aber er hatte die Kraft nicht mehr, alles wieder ins alte Geleise zu bringen. Sein guter Engel war von ihm gewichen. Er lag in den Ketten und Banden einer andern, — eines schönen Weibes, das ihn ungarn hatte mit allen Künsten der Falschheit. Das war eine Witfrau in den besten Jahren, die es auf ihn abgesehen hatte und ihn nicht locher ließ. Wohl machte er sich bittere Vorwürfe wegen seiner Treulosigkeit, wohl schlug ihm das Gewissen in seinen einsamen Stunden. Aber wenn er wieder bei der Witwe saß, dann war alles wie weggeblasen. Denn er in deren Augen schaute, wenn sie mit aller Berechnung sich ihm bald liebenswürdig zeigte, bald wieder, um ihn zu reizen, kalt und unnahbar, dann hatte er nur noch Augen und Ohren für sie. Dann war die kokette Witib die Sonne seines Daseins, und das Anneli kam ihm vor wie ein blasser, bleicher Stern.

So brachte er es richtig über sich, dem Anneli zu schreiben, daß es ihm leid thue, wenn er es kränken müsse, aber er sei es seiner Ehre, er sei es dem Anneli selber schuldig, wenn er reinen Wein einschenke. Er sehe erst jetzt ein, daß er sich jahrelang in großem Irrtum befunden, daß er Freundschaft für Liebe genommen habe. Jetzt erst merke er das, wo er wirklich liebe. Er habe zwar gegen Anneli noch die gleichen Gefühle, wie früher; aber es seien, wie so sagt, die Gefühle der Freundschaft. Wenn Anneli mit dieser vorlieb nehmen und auf der Erfüllung seines Eheversprechens bestehen wolle, dann werde er allerdings nicht zögern, den Bund fürs Leben mit ihr zu schließen. Er verspreche sich aber weder für sie, noch für ihn selbst besonderes Glück davon, weil eben auch die innigste Freundschaft nicht hinreichte, eine Ehe glücklich zu machen. Wenn aber Anneli, was er von ihrem Verstand und ihrer Einsicht erst erwarte, ihm seine Freiheit zurückgebe, sehe er es selbstverständlich als seine Pflicht an, ihr die Kosten für sein Studium mit Zinsen, bestem Dank und unter Zusicherung lebenslänglicher Freundschaft zurückzugeben.

Ja, so stand es in dem Briefe, den 's Anneli

Das Tahrer Reichswaisenhaus



Hinkende setzt ihr hiermit noch ein besonderes Denkmal, indem er das wohlgetroffene Bildnis dieser Wohlthäterin in seinem Kalender bringt.



Fräulein Auguste Prittwitz.

Die Reichswaisenhausrechnung

wird seit Eröffnung des Hauses alljährlich in der für weltliche Ortsstiftungen gesetzlich vorgeschriebenen Form gestellt, amtlich geprüft und Großh. Ministerium des Innern ein Auszug daraus vorgelegt. — Aus der Rechnung für das Jahr 1897 teilen wir hier folgendes mit:

eines Tages bekam. Es war genug für sie. Sie schrieb dem Anton alsbald, daß er sich durch seinen letzten Brief aller Verpflichtungen gegen sie enthoben habe. Auch das Kapital wolle sie nicht zurück. Er solle ein großer Maler werden und schöne, ergreifende Bilder malen, an denen die Menschheit ihre Freude habe, dann sei ihr Kapital reichlich verzinst. Sie wüniche ihm alles Glück. Sie selber wolle ihre Hoffnung im Grabe suchen.

Der Anton machte richtig Hochzeit mit der Witwe, aber so recht wohl war ihm nicht dabei, obgleich es tüdel und hoch genug dabei herging. In all dem Jubel und Trubel meldete sich deutlich bei ihm das Gewissen. Das zwickte und bohrte an ihm und wollte sich nicht beschwichtigen lassen.

Gleich in den ersten Wochen seiner jungen Ehe machte der gute Anton auch eine Wahrnehmung, über die er arg verduzt war: sein schönes Weib war nebenher auch ein herzloser, durchtriebener Teufel. Jetzt zeigte es sich in der wahren Gestalt, aber nun hatte er es und ward es nicht wieder los.

In seinem Jammer machte er sich ans Trinken, erst an den Wein, dann ans Bier und zuletzt an den Schnaps. Und die Folgen? Der einst so hübsche und blühende Mann verlotterte; er that nichts mehr, er rührte keinen Pinzel mehr an, sondern half der Witwe die Groschen verzehren, die nebenbei auch nicht in der Fülle vorhanden waren, wie es anfangs geschienen hatte. Nun hätten Ihr aber das böse Weibsjück sehen sollen. Sie maltratierte ihren Mann aufs ärgste. Zuguterletzt aber hielt sie es mit einem guten oder eigentlich einem schlechten Freunde ihres Mannes und verduzte eines Tages auf Nimmerwiedersehen, was schließlich eine Wohlthat für den Mann war. Der verkaufte allgemach ein Möbelstück um das andere und legte den Erlös in Branntwein an, bis endlich nichts mehr zu verkaufen war. Ganz zerlumpt und verhabert stellte er sich eines Tages hier im Dorfe ein. Er ging dann bei den Leuten herum und machte ihnen Holz klein, wogegen er die Kost und einen kleinen Tagelohn bekam.

Währenddem aber war das getreue Anneli, das ohnehin schwächlich war, erst kränklich, dann krank geworden und schließlich gestorben. Der Gram über diesen treulosen Menschen hatte ihm das Herz gebrochen.

Mit den Jahren ging es mit dem Mosjöh Anton immer noch mehr bergab. Schließlich kam er ins Armenhaus und erhielt das Amt, die Strafe zu segnen, was er jetzt schon bald zehn Jahre thut.

So geht's und so muß es gehen, wenn man sich und andern die Treue nicht hält."

So sprach die Wirtin, indem ihr eine Thräne im Auge glänzte, eine Thräne um das arme Anneli.

Der Hinkende aber dachte das Männliche und ging heim, um die Geschichte aufzuschreiben für seinen 1897er — dem lieben Anneli zum ehrenvollen Gedächtnis, dem Anton zur Strafe, denen aber, die's jußt, es ihm gleich zu machen, zur Warnung.

hat, wie aus dem nachstehenden Rechnungsauszuge zu ersehen ist, auch im Jahre 1897 in seiner finanziellen Sicherstellung erfreuliche Fortschritte gemacht. Auf die Ehrentafel, welche im Hause selbst für verstorbene Wohlthäter errichtet ist, sind wieder eine Anzahl Namen gesetzt worden; vor allen aber der des Fräuleins Auguste Prittwitz, gewesenen Telegraphistin, gestorben am 13. März 1897 zu Baden-Baden, denn diese vermachte dem Reichswaisenhaus eine Summe von rund 10000 Mark, während sie dem Gustav Adolfs-Verein ebenjoviel hinterließ. Der